

Der letzte Weg.

Skizze von Franz Cingia.

In seinem zerfurchten Gesicht erkennt man viele Stürme und Gewitter des Lebens. Jahre voller Leidenschaft, heißer Sehnsucht und wilder Fahrten in die Ferne. Jetzt aber ist etwas Müdes in diesem Antlitz. Nur die Augen besitzen noch eine gewisse Schärfe und unter dem ergrauten Haar steht die Stirne noch wuchtig und breit.

Jan Velde bleibt eine Weile im breiten Flur des stattlichen Hauses stehen, stützt sich auf seinen knorrigen Waldstock und lauscht. Als er dann von der Küche her die Stimme seiner Schwester hört, lächelt er und denkt: „Diese Stimme hat sich nicht verändert, sie ist immer noch fest und stark . . ., nun ja, meine Schwester ist auch zwölf Jahre jünger als ich, da mag es noch gehen."

Jan lauscht und freut sich über diese Stimme, die aber plötzlich wieder verstummt. Dann öffnet sich die Tür, und die Tobelbäuerin steht auf der Schwelle. Ein leichter Schrei zuckt von ihren Lippen, und ihre Hände strecken sich wie zu einer Abwehr. Doch Jan verliert die Fassung nicht. Nur sein gekrümmter Oberkörper duckt sich etwas tiefer.

„Was erschreckt Dich denn so, Magdalene?"

„Jan . . .", nur dies eine Wort zittert von ihren Lippen.

„Nun ja, da bin ich halt wieder, mußt nicht böse sein. Ich bin nur gekommen, um eine Kleinigkeit mit Dir zu besprechen."

Da dreht sich die Bäuerin um und ruft der neugierig lauschenden Magd etwas zu, worauf sie Jan bedeutet, in die Stube zu kommen.

„Jan, Du hast mich in einen Schrecken gebracht. Was willst Du nun? Ach, jetzt wird die Geschichte wieder angehen. Der Bauer duldet Dich nicht und meine Kinder, . . . bei diesem Leben, das Du führst . . ."

Ihre Worte treffen ihn hart, und man sieht, wie sein Gesicht von Schmerz erfüllt wird. Er neigt den Kopf und ist wortlos. Als er wieder nach der Bäuerin schaut, sind seine Blicke weich und mild, als hätte er etwas zu verzeihen.

„Ich weiß es, Magdalene, aber es ist nun so. Weißt Du, wenn ich nun das Geld bekommen könnte, das von der Mutter her für mich noch auf dem Hofe steht, dann würde ich mich hier in der Nähe in ein Spital einkaufen. Ich will von der Heimat nimmer so weit entfernt sein. Es sind nun doch" — seine rauhe Hand greift an die Stirne —, „ja, was will ich sagen, . . es sind nun doch viele Feuer erloschen, und so denkt man auch an seinen letzten Weg. Vielleicht verstehst Du mich, Magdalene."

Die Bäuerin nickt verstehend, und ihre Blicke ruhen voll Mitleid auf der gekrümmten Gestalt ihres Bruders.

„Jan, warum bist Du immer so gewesen? Was für ein gutes, geordnetes Leben hättest Du bei uns haben können!"

Jan sagte nichts. Er ist wie in schwere Gedanken versunken. Den knorrigen Waldstock hebt er einigemal an und klopft auf den Boden. Dann lächelt er. Seine Blicke gehen weit weg.

„Ja, wenn ich eine Ruhe gehabt hätte. Aber bei Euch, im engen Geschirr Eures Daseins wäre ich nie glücklich geworden. So hat jedes Leben seinen besonderen Weg. Wenn ich nun das Geld haben könnte, Magdalene . . ."

„Sobald mein Mann da ist, werde ich mit ihm sprechen. Aber zuerst mußt Du eine Stärkung haben. Und dann gehst Du zum alten Köhler hinüber und wartest dort einige Tage in Ruhe, bis alles in Ordnung gebracht ist."

Jan lächelt noch immer. Ein warmes, dankbares Lächeln. — — — Beim alten Köhler drüben hat Jan nichts zu tun, als seinen vielen Wanderfahrten nachzudenken, und wenn nun seine Schwester, die Bäuerin Magdalene, nicht bald herüber kommt und ihm Bescheid bringt, so kann es sein, daß sein altes Herz wieder von der Sehnsucht nach der Ferne ergriffen wird.

Eines Nachmittags verläßt Jan das Haus und geht auf dem Fußweg über die Wiese bis zur Straße hin. Diese flimmert im Sonnenlicht und verliert sich in einer zauberhaften Weite. Und in diese Weite blickt Jan hinein. Sein Herz schlägt begehrlich.

Plötzlich aber taucht in dieser Weite ein dunkler Punkt auf. Wird größer, formt sich zu einem seltsamen Bild. Das ist voll Bewegung und kommt schnell näher. Eine Staubwolke wirbelt. Donnernde Hufschläge. Wie ein Chaos scheint das Bild zu wachsen. Aber es löst sich, und Jan begreift auf einmal, daß ein Pferd in rasendem Galopp einen Wagen hinter sich her schleift. Ein junger Mensch klammert sich im Wagen fest, das Gesicht angstverzerrt. Der zerrissene Leitriemen flattert auf dem Rücken des Pferdes . . .

„Das gibt ein Unglück", denkt Jan unvermittelt. „Wenn das Pferd über die schmale Holzbrücke kommt wirft es den Wagen glatt darüber hinaus und schmettert ihn in das steinige Bachbett. Und der Junge . . ., der Junge . . ."

Da fühlt Jan, was er tun will. Er hat während seines wechselvollen Lebens solche Gefahren schon oft gemeistert. Es wird eine ziemliche Kraft erfordern, aber seine Arme sind plötzlich wie aus Stahl. Er spürt die Muskeln hart werden. Da naht das Gespann schon! Zwanzig Meter noch und setzt . . . Jan sieht die angstvoll geweiteten Augen des Jungen greifbar nahe vor sich; packt mit den Händen zu und hat keine Zeit mehr zum Denken. Er stemmt sich dem rasenden Pferd entgegen, spürt plötzlich einen harten Stoß auf Brust und Kopf . . . seine Augen blicken wie in einen Wirbel . . .

Etwa hundert Meter vor der Brücke kommt das Pferd zum Stehen. —

Gegen Abend erwacht Jan aus seiner Bewußtlosigkeit. Seine Blicke flackern ratlos umher. Er begreift nicht, warum er in einem schönen, sauberen Bette liegt. Und das helle Zimmer . . . Der Köhler drüben hat kein solches.

„Jan" . . . Magdalenens Stimme ist wundersam zart und mild. Ihre Hand streichelt über die seine, wie es seine Mutter getan hatte, sanft und lind. Da blickt er Magdalene an und lächelt erstaunt.

Aber da steht ja auch der Bauer, der ihn nie im Hause duldete. Wie mag das nun sein?

„Es war unser Junge, Jan", hört er des Bauern Stimme auf sich zukommen.

Jetzt begreift Jan plötzlich. Sein Gesicht wird ganz hell.

„Ist ihm nichts geschehen?" murmelt er.

Magdalene drückt mit beiden Händen seine rauhe Hand.

„Wir verdanken es Dir."

Jan sagt nichts darauf. Seine Blicke gehen weit fort. Die Furchen in seinem Gesicht verlieren alle Härte, und alle Stürme des Lebens sind wie ausgelöscht.

Dann murmelt er noch etwas. Aber Magdalene, die sich zu ihm niederneigt, versteht die Worte nicht.

Jan ist seinen letzten Weg gegangen . . .

Ein Winterstorch.

Von Dr. L. Franck-Braunschweig.

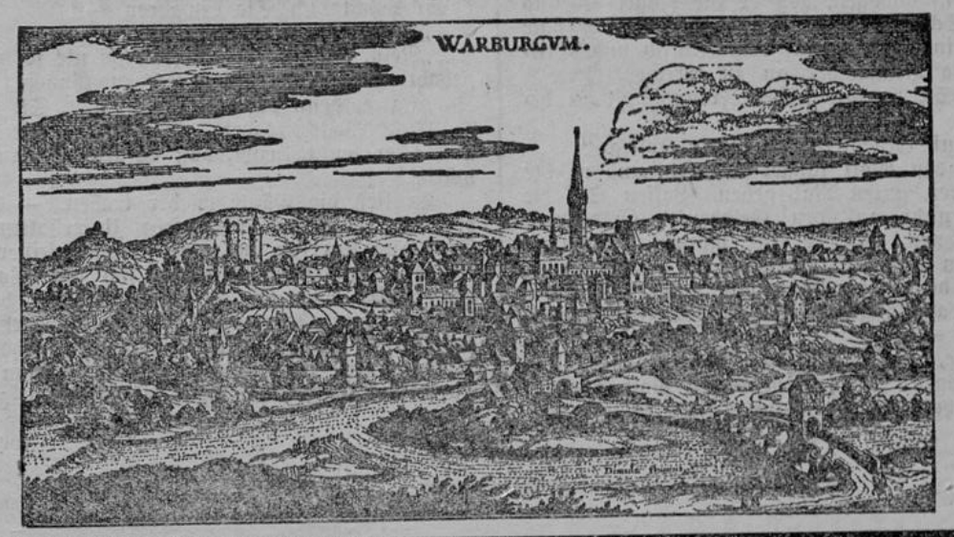
Vergangenes Jahr geschah es in dem oberhessischen Landstädtchen Büdingen, daß ein alter Storch seine deutsche Heimat nicht verließ, daß er den ganzen Winter in dem schon seit vielen Jahren bewohnten Städtchen verblieb. Solange die Störche hier auf dem Giebel des alten Rathauses nisten — und das geschieht schon an die hundert Jahre —, war dieser Fall noch nicht eingetreten. Wahrscheinlich wird Freund Adebar im Herbst den Anschluß an die Abreisenden aus irgend welchen Ursachen verfehlt haben. Doch ein tragikomisches Bild war es, den Sommervogel noch Anfang Dezember, als die ersten Schneeflocken bereits niedergingen, mitten in seinem Ahnenschloß hoch auf dem Dachfirst langbeinig stehen zu sehen. Das halbe Städtchen sah zu ihm hinauf, begaffte ihn fast täglich, wenn er nach einigen aufwärmenden Uebungsflügen stets wieder dort oben einfiel. Die Erwachsenen stellten die seltsamsten Theorien über das „Warum" seines Hierbleibens auf. Je nach ihrer mehr politischen oder biologischen Einstellung meinten die einen, nur Heimatliebe, Vaterlandsliebe hätten ihn dazu bewogen, die andern, daß sicherlich Krankheitsursachen mit im Spiele gewesen.

Freund Adebar hielt den roten Schnabeldolch krampfhaft in die Bruftfedern verborgen, offenbar um südlichere Luft zu atmen, schielte nur aus halben Augen zu den Menschen auf der Straße hinunter. Wer wollte auch seine Gedanken erraten? Doch so wie er da stand, kam er einem vor wie der verschämte Sommer, den der Winter arglistig überrumpelt hatte.

Als aber die Kälte im Januar höher und höher stieg, als die Eisblumen an den Fenstern zu wachsen begannen, da war die schwarzweiße Gestalt mit einem Male von dem Horste verschwunden. Stunden, Tage, Wochen vergingen, Freund Adebar war nicht mehr zu sehen. „Verhungert oder erfroren", so dachte, so sagte jeder mit trauriger Miene. Doch der Gutsbesitzer am Ende des Städtchens wußte es bald besser; der entdeckte ihn eines Tages hoch oben im Strohlager seiner Scheune. Dort hatte sich der Schlaue vor dem Frost geschützt, dort mit einigen Mäusen vor dem Hungertode gerettet. Als dann die Sonne höher kam, die Eisblumen für immer verwelkt waren, stand er eines Tages wieder hoch oben auf dem Neste. Den April kam auch der zweite Storch wieder vom Süden zurück, und in demselben Jahre vollzog sich das Familienleben droben auf dem Dache auch wieder in derselben Weise wie im vergangenen. Doch diesmal hat im Herbste keiner von der sechsköpfigen Familie den Anschluß an die Südlandreise verpaßt.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 17 — 2. März 1927 — 2. Jahrgang

Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronnek.

11) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Nachdruck verboten.

„Ich habe es dir nur gesagt, lieber Hugo, weil ich es für meine Pflicht hielt. Dann will ich dir noch etwas mitteilen, aber nur gegen ehrenwörtliche Verpflichtung, es geheim zu halten."

„Meine Hand darauf."

„Nun denn: Becker hat mit Birkner wenige Tage vor seiner Ermordung einen heftigen Streit gehabt."

„Donnerwetter, das ist eine wichtige Neuigkeit."

„Ich meine auch, es ist, wie du schon vermutet hast, Eifersucht im Spiele. — Becker hat sich ungezogen gegen Therese Heimbacher benommen und mein Bruder kam hinzu."

„Das kann dir nur Therese erzählt haben."

„Freilich. Sie wurde von ihrer Schwägerin in rücksichtsloser Weise damit geneckt, daß sie um Birkner trauere. Da sagte ich ihr nachher, als wir allein waren, daß es mein Bruder wäre. Sie ist ihm wirklich gut gewesen. Was meinst du nun aber dazu? Verstärkt das nicht den Verdacht gegen Becker?"

Wolf sah sich um. Am Nebentische ließen sich eben zwei Gutsbesitzer nieder. „Das wollen wir nachher besprechen. Jetzt wollen wir uns in das Gewühl stürzen. Komm, ich werde dir ein paar nette Mädchen vorstellen."

„Ich tanze nicht, Wolf."

Er setzte sich in eine Ecke, so daß er den Saal übersehen konnte, und hing seinen Gedanken nach. Unaufhörlich kreisten seine Gedanken um Becker. Auch mit Heimbacher beschäftigte er sich. Es gab womöglich heute noch eine häßliche Szene, denn Wolf hatte die Warnung in den Wind geschlagen und tanzte fast nur mit Frau Heimbacher. Das fiel nicht nur ihm auf, sondern auch anderen. Neben ihm standen zwei Männer, die er nicht kannte. Den einen hörte er sagen:

„Der Wolf treibt es aber wirklich zu toll."

„Er hat ja immer nur mit der Heimbacherin getanzt."

„Ja, aber da kümmerte sich der Mann nicht darum. Jetzt müßte er vorsichtiger sein. So ein Ehemann, dem Hörner aufgesetzt werden, kann manchmal bösartig werden. Und der Heimbacher scheint nicht der Mann zu sein, sich das gefallen zu lassen."

Sobald es sich ohne Aufsehen tun ließ, holte er Wolf beiseite: „Ich muß dir noch etwas sagen, Hugo, selbst auf die Gefahr hin, daß du es mir übel nimmst. Es wird schon über dich und Frau Heimbacher geklatscht. Ich bitte dich, nimm dich in acht. Der Mann ist jetzt in einer Stimmung, daß er dir hier vor allen Leuten Krach macht."

„Kein Gedanke daran, Karl, beruhige dich. Er beißt sich eher die Zunge ab. Er fürchtet sich ein klein wenig vor mir. Ich werde es dir später mal erzählen, heute will ich mir nicht die Laune verderben."

Eine halbe Stunde später sah er, als die Musik eine Pause machte, Heimbacher durch den Saal gehen und vor seiner Frau stehen bleiben. Langsam, damit es nicht auffiel, ging er näher. Er hörte die Frau sagen:

„Ach Männchen, mach dich nicht zum Narren. Es denkt noch kein Mensch daran, nach Hause zu fahren."

„Aber wir fahren, ich habe schon das Anspannen bestellt."

„Dann bestell' es wieder ab. Ich habe hundertmal bis zum Morgen aushalten müssen, weil du nicht von den Karten loskommen konntest. Jetzt kannst du auch 'mal auf mich warten, bis ich mich satt getanzt habe."

Karl sah, daß der Förster nur noch mit Mühe seine Ruhe bewahrte. Und nun geschah etwas Unerwartetes. Von der anderen Seite kam Wolf heran.

„Was, Kollege, Sie wollen doch nicht schon nach Hause fahren? Das gibt es nicht. Sie bleiben noch ein paar Stündchen, nicht wahr? Ich bitte Sie darum."

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Heimbacher davon.

„Den Angriff des alten Brummbären haben wir glücklich abgeschlagen. — Darf ich um den nächsten Tanz bitten?"

Karl trat herzu. — „Einen Augenblick, Hugo, ich möchte mich verabschieden. Ich will gehen. Ich habe kein Fuhrwerk und möchte nicht den ganzen Weg im Dunkeln zurücklegen. Der Mond geht in einer Stunde unter."

Er reichte den beiden die Hand. „Wünsche noch viel Vergnügen." Mit einem stummen Händedruck verabschiedete er sich von Therese. — Als er aus dem Saal trat, stand ein Wagen vorgefahren. Heimbacher hob seine Kinder hinauf und schwang sich selbst auf den Vordersitz. In diesem Augenblick sah er Karl stehen.

„Wollen Sie auch schon nach Hause? Kommen Sie mit!"

„Aber Ihre Frau und Schwester?"

„Denen schick' ich mit dem Knecht den Wagen zurück."
Karl wäre lieber zu Fuß gegangen, aber er konnte die Einladung nicht ablehnen. — So stieg er neben Heimbacher auf den Vordersitz. — Solange sie Landstraße hatten, ließ der Förster die Gäule scharf traben. Als sie in den Waldweg abbogen, zog er die Zügel an und ließ die Pferde Schritt gehen. Dann sah er sich nach hinten um. Die Kinder lagen auf dem Rücksitz und schliefen fest. Jetzt fing Heimbacher an zu sprechen.

„Wolf scheint Sie ja mit seiner Freundschaft zu beehren."

„Sie beruht auf Gegenseitigkeit, Herr Kollege."

„Na, ich kenn den Wolf länger als Sie und möchte Ihnen deshalb einen guten Rat geben. Lassen Sie die Freundschaft sich nicht auf den Geldbeutel ausdehnen. Ich wette mit Ihnen, daß er Sie morgen anpumpen wird. — Unter den Kollegen, die heute da waren, waren nur wenige, bei denen er nicht mit einem kleineren oder größeren Betrag hängt. Und die Gutsbesitzer brandschatzt er geradezu —"

„Lieber Kollege, es ist mir furchtbar unangenehm, daß Sie mir das sagen. Ich habe heute mit Wolf Schmollis getrunken und halte es für meine Pflicht, es ihm wiederzusagen."

„Ach, machen Sie doch keine Geschichten. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen. Und Sie brauchen bloß einen anderen Kollegen zu fragen, der wird es Ihnen bestätigen. Der Wolf ist ja sonst ein ganz prächtiger Kerl, aber seine Freundschaft kostet Geld, und davor möchte ich Sie bewahren —"

„Hängt er bei Ihnen auch?"

„Nein, ich habe glücklicherweise nie so viel Geld übrig gehabt, um Geld verpumpen zu können."

„Hat er denn den Versuch gemacht, Sie anzupumpen?"

Eine Weile zögerte Heimbacher mit der Antwort. „Nein, er wußte wohl, daß ich sein Verlangen abschlagen würde."

Er ließ die Gäule wieder traben. — So verbot sich bei dem holprigen Weg jede Unterhaltung. Vor dem Dorf stieg Karl ab und ging langsam seiner Wohnung zu. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Wolf und Heimbacher. Es war kein Zweifel, daß die beiden Männer sich zum mindesten unfreundlich gegenüberstanden. Sollte der Förster wirklich etwas auf dem Kerbholz haben, was Wolf kannte? Und konnte das so schlimm sein, daß die Furcht vor Entdeckung sogar die Eifersucht zum Schweigen brachte?

(Fortsetzung folgt.)

Blinde Passagiere.

Eine Novellete von Eitel Kaper-Wilhelmshaven.

Es war in einer Hafenkneipe, die sauberer und schöner war, als es die Meisten wahr haben wollten. Wenn auch der warme, blaue Frühlingshimmel von Santander über ihr stand und sein Meer von beißenden Sonnenstrahlen über ihr schmales Dach auszugießen schien, so war doch im Honoratiorenstübchen dank eines kunstvoll angebrachten Ventilators frische, erträgliche Luft. Den Rest tat eiskalte Limonade, nach dem kastilischen Rezept von der massiven Wirtin bereitet. Mir gegenüber lag auf einem ausgezogenen Lehnstuhl ein blonder Mann, das Jackett aufgeknöpft, mit merkwürdig gelben Wangen. Er war heute morgen mit einem Vollschiff von Para-Belem in Brasilien eingetroffen und wollte in zwei Tagen nach Bordeaux weiter, wo der letzte Teil der Ladung gegen neue vertauscht werden sollte. Vor uns auf dem Tisch lag ein Blatt des „ABC" aus Madrid. Der Seemann hatte es gelesen und mir mit einer englischen Wendung übergeben: „Look here, Sidi Ferruch."

Mir war die Affäre bekannt. Araber waren durch die Fahrlässigkeit der Franzosen auf dem Algierdampfer erstickt, blinde Passagiere, armen Jungens. Die Hitze lud geradezu zum Träumen ein. Gewiß, deutlich konnte ich mir die Gesichter der braunen, bettelhaften Wüstensöhne vorstellen. In Algier und Tunis sah man oft solch einen ausgedörrten Burschen, leichenstarr, in den Sielen verendet. Dort, wo die mächtigen trikoloregeschmückten Prachtbauten des Gouvernements standen, wo Algier einem kleinen Paris zu gleichen schien, wo es Verkehrspolizisten gab, waren sie allerdings unbekannt. Der Zivilisationsmensch soll die Kehrseite der Medaille nicht sehen.

Mein Gegenüber dehnte sich: „Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, Carlos Verweyen! Ich bin Kölner."

In wenigen Augenblicken waren wir als Landsleute bekannt. Dann bekam das Gesicht meines Seemanns einen harten Ausdruck. Im Gelb seiner Wangen bildeten sich winzige rote Inselchen, auf der Stirn thronten ein paar dicke Schweißtropfen. Er ächzte wie in einem leichten Malariaschauer, der ja in Santander, dem Vorposten Südamerikas nicht unbekannt ist. Er raffte sich zusammen, seine Augen suchten irgend etwas in dem Taumel der Sonnenstrahlen, die durch die Risse des Rolladen sprangen.

„Wissen Sie, was das heißt: Blinde Passagiere? Nein?"

Ich schüttelte den Kopf und sog etwas am Strohhalm. Mit den plötzlichen Wallungen, die Menschen des Nordens, die lange auf der Höhe des Aequators gelebt haben, oftmals überkommen, stieß er heraus: „Ich habe viel erlebt, viel Schmutz und Elend. Aber das ist das Furchtbarste, das ich kenne!"

Dann begann er nach langem Bitten zu erzählen, in knappen harten Sätzen, wie asthmatisch, aber doch ganz ruhig und sachlich:

„Sie wissen ja, daß man in unserer Gegend die Tunichtgute in die Welt hinausschickt, als sei das so eine Art riesige Besserungsanstalt. Mir ging es ähnlich. Ich muckte zu Hause gegen die Sitte auf, den ganzen mächtigen Hof dem Jüngsten zu geben, mich als Aelteren vor die Wahl zu stellen, Handwerker oder Arbeiter zu werden. Ich faulenzte. Wurde grob und ausfallend, es half nichts. Der Alte war ein Unerbittlicher. Sein Bruder war irgendwo Schuhmachermeister, dort sollte ich hin, nicht in unserem Dorf. Warum hatten sie mir denn sonst eine gute Erziehung geben lassen? Warum?! Ich haßte meinen Bruder und mußte gehen. Jahrelang blieb ich in Köln. Dann gingen wir mit drei Mann auf den Leim eines geschickten brasilianischen Fälschers, der uns mit Jungland und Neuland lockte. Der Vater gab mir das Geld zur Ueberfahrt.

Fauler Zauber war alles, und eines Tages stand ich, wo so viele Deutsche stehen, flennend und flehend, am heißen Quai von Santos. Ich sehnte mich zurück aus dieser Hölle, wo es nur Geldschneider und unbarmherzige Leute gab. Ich hatte noch zwei Milreis, aber keiner wollte mich an Bord nehmen. Ueberall Fußtritte, Achselzucken. Des Nachts setzten uns die Insekten zu. Unser Zeug verkam. Wissen Sie, was das heißt? In gutem Zeug ist man noch ein Mensch, aber in den Lumpen waren wir für die Brasilianer nicht mehr als ihre Kaffeesäcke, nein, viel weniger. Keinen Pfennig hatte ich mehr, als ich mich mit ein paar Broten und zwei Kumpanen auf die „Isabella" schlich. Ein großer portugiesischer Dampfer von siebentausend Tonnen, schief gebaut, verdreckt, als Haifischbeute noch zu verachten, dazu mit rohestem Pöbel besetzt. Das wußten wir, und doch schlichen wir uns über das Deck. Einer ließ ungeschickt die Tür zuknallen, und schon wisperte, schrie, brüllte es über uns: „Blinde!" Mit Blendlampen durchsuchten sie alles, aber wir hockten im Bunker, in einem der vielen kleinen Löcher, die auf solch einem verbauten Kahn immer sind. Stundenlang suchten und fluchten sie. Der eine Steuermann brüllte in den Bunker etwas von Erschießen, aber er fand uns nicht.

Der Kasten ging in See. Fünfzig, sechzig Grad heiß waren die Wände, und wir krochen von Ecke zu Ecke. Am dritten Tage waren die Brote zu Ende Wir hungerten. Am nächsten Tage war der letzte Rest Wasser vertrunken und verdampft. Wir dursteten. Unser Magen brüllte, unsere Stimmen versagten. Die Heizer nebenan fluchten über die Hitze. Wie gut hatten sie es! Der eine von uns wurde halb wahnsinnig vor Durst und stolperte mit blutunterlaufenen Augen in den Heizraum. Es war fürchterliches Volk unter den Heizern, darum schlugen sie ihn mit ihren Gurten, als sie ihn sahen. Sie fürchteten sich vor dem Maschinisten, und wir hörten sein Geschimpfe und unseres Agosto irres Weinen. Daß ich damals nicht wahnsinnig geworden bin, ist ein Wunder. Die Wände schienen sich zu biegen, die Kohlen zu brennen. Wir stolperten und taumelten von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, ganz tierisch, apathisch. Dann wurden auch wir gefaßt. Ich habe von den Portugiesen nie viel gehalten, aber sie waren noch human gegen dieses Gesindel, das wie vereinte Bestien auf unseren zerschundenen Körpern herumschlug und uns bespie. Der Kapitän hatte keine Lust, sich mit uns viele Scherereien zu machen und wollte uns am liebsten über Bord werfen lassen. Er hätte es tun können, wir wären wenigstens erlöst gewesen. Immer schwüler und heißer wurde es an Bord, und wir saßen in einem kleinen Verschlag mit einem schutzlosen Fenster, auf den die Sonne brannte. Der Himmel war weißglühend, die Luft zitterte. Unser Wasser war warm und schlecht, unser Essen versalzen. Die Stunden wurden zu Wochen, und immer noch wollte die Sonne nicht sinken. Auch die Nacht wurde zur Plage. Unser Schiff schien ein Nest von Ungeziefer zu sein. Wer uns dort sah, mußte uns für unheilbar irre halten. Wir stöhnten und schrieen nach Wasser, aber alles blieb stumm.

Dann kam ein Sturm auf, der uns Wasser ins offene Fenster trieb, daß es große Lachen bildete. Wir sahen nichts vom Toben ringsherum, aber es war ein Orkan, und wir wurden todmüde gegeneinander geschlagen. Das Schiff drohte zu bersten. Die Mannschaft steuerte und arbeitete miserabel; mit knapper Not entrannen wir dem Untergang. Der abergläubische Kapitän schob es uns zu und entzog uns noch mehr von unserer Ration. Dann wurde ich eines Morgens herausgeholt. Die Handschellen behielt ich um. Die Aborte und Materialkammern sollte ich ausfegen. Zehnmal wurde mir ekelig vor diesem Schmutz, aber ich bekam Rippenstöße und Essenentziehung, wenn nicht alles in Ordnung war. Abends kroch ich wieder in unser Gefängnis.

Wir waren völlig aus dem Kurs gekommen und kamen verhätet in Buenos Aires an. Als Dank für meine Arbeit erhielt ich eine mächtige Ohrfeige vom Kapitän und wanderte dann ins Gefängnis, weil man mich für einen bedeutenden Verbrecher hielt. Die Argentiner zeigten sich aber freundlich und entgegenkommend. Bald darauf musterte ich auf einem Segler an, und heute bin ich Steuermann."

Seine Züge wurden wieder verbissen: „Furchtbar ist das, ein „blinder Passagier" zu sein. Zum Glück hat sich manches geändert. Aber sehen Sie hier das Blatt: „Sidi Ferruch", ist das nicht auch so ein Schandmal für jeden ehrlichen Schiffer? Neulich noch haben wir einen gleichen Fall in Rio erlebt. Da waren es Franzosen — so der Abschaum, der „Auchseemann" ist —, die hatten ein paar Mann dabei draufgehen lassen."

Er trank sein Glas aus ... Wir schieden von einander.

Garderobe Nr. 1.

Skizze von Erik Lorenssen.

Von der Manege her klang gedämpft flotte Marschmusik. Direktor Bernelli tänzelte zu ihrem Takt den langen Garderobenflur herunter. Jetzt sprangen draußen die Löwen durch die brennenden Reifen. Vom Publikum war kein Laut zu hören. Nur die gehetzten Raubtiere brüllten von Zeit zu Zeit drohend.

Der Direktor war zum Auftreten fertig. Die nächste Nummer waren seine Pferdedressuren. Das Bäuchlein war, so gut es ging, unter der weißen Weste verborgen, die große Blume leuchtete im Knopfloch des roten Fracks, und der Zylinder saß unternehmend im Genick. Jetzt stand er vor der letzten Tür des Ganges, an der eine große Eins prangte.

Einen Augenblick zögerte er und zog den gewichsten Schnurrbart nachdenklich durch die Finger.

Eine Visitenkarte war mit Reißnägeln an das Holz geheftet. In zierlicher Cursivschrift stand ein Name darauf. Tom Weller. Sonst nichts. Und doch schien dieses weiße Stück Papier den geputzten Mann unschlüssig zu machen. Er starrte darauf und rupfte wie zaudernd an seinen Kleidern herum.

Draußen verstummte die Musik mit einem Schlag. Atemlose Stille lag über dem großen Hause. Der Schlußeffekt begann. Der Dompteur rang mit dem schwarzen Panther.

Aus dem Zimmer drangen leise, schmeichelnde Worte. Der Direktor horchte einen Augenblick auf, nickte dann vor sich hin und entschloß sich kurz. Mit festem Griff packte er die Klinke und öffnete die Tür.

Tom Weller kniete vor einem Stuhl, auf dem sein Hund saß. Er band ihm die spitze Tütenmütze um und gab ihm dabei zärtliche Kosenamen. Der Pintscher sah ihn aus großen, runden Augen verständnisvoll an.

Der Direktor stand im Zimmer und suchte nach einer Einleitung. Tom war erstaunt aufgesprungen und stand vor ihm. Sein weißgeschminktes Gesicht leuchtete unwirklich in der dämmerigen Garderobe. Auf den Flittern seines Clownanzugs glommen matte Lichter.

Bernelli suchte nach schonenden Worten. Er fand keine, und es klang kurz und schroff, als er endlich den Satz herausbrachte: „Also es hilft nichts, Tom, Du mußt gehen."

Durch die offene Tür tönte ein schmetternder Tusch. Händeklatschen rauschte wie eine Woge von fern her. In dem kleinen Zimmerchen standen die zwei Männer unbeweglich.

Dann sprudelte Toms Stimme plötzlich erschrocken: „Herr Direktor, Tom und Tom ist Ihre älteste Nummer — —"

„Eben deswegen, Tom. Die Leute lachen nicht mehr."

Wieder war es still. Der Pintscher saß auf seinem Stuhl und sah den Herrn ängstlich an. Fast schien es, als schimmerte es feucht in seinen treuen Hundeaugen. Da sagte Tom leise und flehend: „Fünfzehn Jahre — —"

„Sei vernünftig, Tom, es geht nicht anders." Dann, wie vorsichtig tröstend: „Du wirst schon noch etwas anderes finden."

Draußen begann die Kapelle wieder zu spielen. Der Direktor besann sich auf einmal darauf, daß er jetzt auftreten mußte, und dies Bewußtsein kam ihm wie eine Erlösung. Mit einigen raschen Schritten ging er zur Tür und sagte wie entschuldigend: „Es ist Zeit zum Auftritt. Also zum Ersten." Dann knackte das Schloß und auf dem Gang entfernten sich eilige Tritte.

Tom stand noch immer da und mühte sich vergeblich, einen klaren Gedanken zu fassen. So lange Jahre und nun fortgejagt wie ein Hund? Ihm war, als sänke die verräucherte Decke immer tiefer herab, als rückten die Wände immer näher, um ihn zu erdrücken. Vor seinen weit aufgerissenen Augen tanzten die spärlichen Möbel umher, und in seinem Gehirn bohrte es eigensinnig: Tom und Tom, zwei Hunde. Garderobe No. 1, die lustigen Spaßmacher, nur zwei Hunde.

Der Pintscher war herabgesprungen und drängte sich schüchtern gegen seine Beine. Betteilte um einen guten Blick und um ein Streicheln. Der Clown achtete nicht darauf. Erst ein gellendes Klingeln schreckte ihn aus seinem Brüten auf. Da strich er sich mechanisch mit der Hand über die Stirn. Zu den Pferdedressuren gehören auch sie beide. Und fast ohne zu wissen, was er tat, nahm er seinen treuen Gefährten vom Boden auf und eilte hinaus.

Der feiste Stallmeister betrachtete Tom prüfend, als er vorschriftsmäßig der Länge nach in die Manege fiel. Er wußte, was vorgegangen war, und gönnte dem Clown sein Schicksal von Herzen. Er hatte sich nie mit ihm vertragen können.

Der Hund lief, wie er sollte, in lustigen Sprüngen zwischen den Beinen der Pferde hin und her. Tom hopste ihm in ungeschickten Sätzen nach und stolperte immer wieder über seine eigenen Füße. Der Direktor schimpfte, der Stallmeister fluchte, die Peitsche knallte dem Clown um die Ohren. Und während ihm der Schweiß aus allen Poren brach, horchte der arme Hanswurst in quälender Spannung auf die Menge in den Bänken. Warum lachten sie nicht lauter? Er fiel so natürlich, daß ihm die Glieder wehtaten. Warum kreischten sie nicht? Wo waren die jubelnden Kinderstimmen, auf die er stolz war und um derentwillen er sich mühte?

Er nahm alle Kraft zusammen, schlug einen Purzelbaum und fuhr mit dem Kopf gegen die hölzerne Rampe, daß ihm das Blut aus der Nase sprang. Dünnes Gelächter schwoll auf und verebbte sofort wieder. Da wußte er auf einmal klar und unerbittlich, daß er alt, verbraucht war. Daß es jetzt bergab gehen würde. Daß das Elend der Landstraße auf ihn wartete. Tom und Tom hatten ausgespielt. —

Die Zuschauer klatschten, der Direktor wirbelte geschmeichelt den Schnurrbart und verneigte sich immer wieder. Der Pintscher machte schön, wackelte mit dem tütenbemützten Kopf und heimste seinen Anteil ein. Der Clown war verschwunden.

Während der Stallmeister ärgerlich nach ihm klingelte, stand Tom in der Garderobe vor seinem Koffer und wühlte aufgeregt in den bunten Sachen herum. Fand, was er suchte und steckte es mit scheuer Handbewegung in die Tasche. Fast schien es, als habe er sich jetzt ein wenig beruhigt. Seine Augen glänzten, als er hoch aufgerichtet zurückging.

Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete wehmütig die große, schwarze Zahl und die weiße Karte darunter. Dann löste er vorsichtig die Reißnägel und ließ beides achtlos zu Boden fallen.

An dem knurrenden Stallmeister vorbei ging er in die Manege und beugte sich dort einen kurzen Augenblick zu seinem Hund herab. Er strich ihm sanft, wie um Verzeihung bittend, über das Fell, dann reckte er sich empor und rief laut: „Herr Stallmeister!"

Der Feiste glaubte, es käme einer der üblichen Späße, ging widerwillig zu ihm hinein und antwortete ebenso laut: „Nun, was soll ich?"

„Wissen Sie schon das Neueste?"

„Nein, was denn?"

„Ich bin arbeitslos! Was meinen Sie, was ich jetzt tue?"

„Das weiß ich nicht." Und halblaut und giftig setzte er hinzu: „Betteln gehen wahrscheinlich."

Tom blieb ungerührt. Er wiederholte laut: „Betteln gehen? Falsch! Was noch?"

„Ins Armenhaus denn!"

„Auch nicht! Probieren Sie's noch einmal!"

Der Feiste wurde unruhig. Er wußte nicht, wo das hinaus sollte. — „Ja, dann weiß ich's nicht. Sag es uns doch!"

„Jetzt mache ich den besten Witz meines Lebens, Stallmeister: Ich schieße mich tot!"

Tom griff schnell in die Tasche, die Hand fuhr empor, der Schuß krachte. Entsetzte Diener sprangen zu, faßten den sinkenden Clown und trugen ihn hinaus.

Die Menge jubelte und klatschte. Sie fand, die Aufregung sei ungewöhnlich natürlich gespielt. Je kopfloser die Galonnierten da unten herumliefen, desto vergnügter wurde sie. —

In der Garderobe hatten sie Tom auf ein schnell zusammengerücktes Lager gebettet. Irgend jemand hatte die Visitenkarte an der Tür wieder befestigt, weil er glaubte, daß sie herabgefallen sei. Der Pintscher saß am Kopfende am Boden und leckte die herabhängende Hand seines toten Herrn. Sie hielt noch immer festumkrampft den Revolver. Man hatte in der Eile vergessen, ihn fortzunehmen ...